

Ausschnitt aus "Tausend Jahre im Augenblick"

Ngo Nguyen Dung

Genau ein Jahr nach jenem tragischen Unfall wurden die Menschen in Cai Bau von einem unaufhörlichen arrhythmischen Glockenläuten aus dem Schlaf gerissen. Es war mal ohrenbetäubend und hektisch laut, mal wehklagend stumpf und leise. Die gesamte Dorfbevölkerung versammelte sich in einem flackernden Feuermeer aus Fackeln um den Glockenturm, um das seltsame Phänomen zu erleben. Sie beobachteten mit noch schlaftrunkenem Erstaunen und offenen Mündern, wie Cha Bon und Thay Thong wie zwei Dirigenten auf dem Dachboden mühsam versuchten, das unkonventionelle Spiel der von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesetzten Glocke zu beenden. Alle Mühe war nutzlos, bis sich ein von den Einheimischen sehr geschätzter Mediziner meldete. Mit Cha Bons widerwilliger Erlaubnis setzte er sich als Medium mit dem Jenseits in Verbindung. Mit drei Rosenholzröcherstäbchen vor der Stirn und Verse in undeutlichem Gemurmel rezitierend, machte er sieben Rundgänge um die Glocke und konnte sie zum Verstummen bringen. Ohne Applaus gingen die Menschen mit gemischten Gefühlen und unter verstohlenem Getratsche nach Hause.

Nach zwei Jahren, als eine durchaus ansehnliche Kapelle und eine neue Behausung mit getrennter Küche fertig gebaut waren, begann Cha Bon, seine Kenntnisse der annamitischen Sprache zu vertiefen. Zuerst lernte er von den neugierigen Kindern, dann von den Dorfältesten. Seine Lernbegierde und Aufnahmefähigkeit waren verblüffend. Nach nur kurzer Zeit konnte er mit Thay Thong ein anspruchsvolles Thema auf Annamitisch fast akzentfrei debattieren. Er kreierte sogar in anlehnung an das lateinische Alphabet eine neuartige Schriftart mit zusätzlichen Tonzeichen, um die auf chinesischen Schriftzeichen basierende, schwer erlernbare Nom-Schrift der Annamiten zu ersetzen.

Dann, in einer schlaflosen, schwülheißen Septembernacht saß er am Schreibtisch unter dem weit geöffneten Palmfenster. Der Duft einer exotischen Nachtblüte strömte sanft herein. Im schwachen Schein eines dreiarmigen Kandelabers schrieb Cha Bon feierlich die allererste übersetzte Zeile aus der lateinischen Bibel in das von ihm reformierte Annamitische nieder: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde...«

Eine Kette von Erinnerungen stieg aus seinem Unterbewusstsein empor. Die Wasserwelt seiner Kindheit und ihre nach Meersalz duftenden Wahrnehmungen. Das nach Fisch riechende Gespräch zwischen seinem Vater und dessen jüngerem Bruder während einer Bootsfahrt an einem herrlich warmen mediterranen Tag. Das Aufkeimen der ersten Sehnsucht nach einem abenteuerlichen Aufbruch in die weite Welt. Und die ewige Frage nach dem Ursprung der Menschheit.

Wer wird aber diese heilige Schrift in diesem gottverdammten südostasiatischen Land lesen, wo über siebzig Prozent der Bevölkerung noch Analphabeten sind, fragte sich Cha Bon. Trotz aller Skepsis setzte der Geistliche die Bibelübertragung geduldig fort. Wort für Wort. Zeile für Zeile. Mit außergewöhnlicher Geduld und göttlicher Unterstützung. Im Gleichschritt mit der Kolonisierung durch die Franzosen in ganz Indochina.

Einmal in der Morgendämmerung, kurz nachdem der Kaiser von Annam gezwungen worden war, den südlichen Teil Annams an Frankreich zu übergeben, hörte Cha Bon im Halbschlaf ein merkwürdiges Geräusch vom Glockenturm. Es war eine Mischung aus tierischem Wehklagen und metallischem Klang. Er zog rasch den Morgenrock über, zündete die Petroleumlampe an und ging der Ursache nach. Cha Bon traute seinen Augen nicht. In der scharlachroten klaren Morgendämmerung der Trockenzeit baumelte zuckend eine pechschwarze Kreatur an der Glocke. Der Missionar eilte auf den Dachboden. Ein Hund. Sein Schwanz war an den Glockenklöppel gebunden. Seine beiden Ohren waren abgehackt. Mit allerletzter Kraft schwang er hin und her, um sich zu befreien. Dabei verursachte er ein jämmerlich klingendes Geheul wie ein Glockenspiel zwischen Leben und Tod, das schwächer und schwächer wurde. Als Cha Bon und Thay Thong das Tier losbinden konnten, wurde der Tag bereits sonnenhell. Die Blutspuren hinterließen bis zu tellergroße geronnene Lachen. Die Wunden des nach Leben röchelnden Hundes wurden mit Jod desinfiziert und verbunden. Das Blut ließ sich beseitigen,

nicht aber jene Laute, die immer wieder in den Alpträumen Cha Bons erklangen und ihn erbarmungslos verfolgten. Er träumte von ver mummt en, nackten Männern, die ihm die Ohrmuscheln abschnitten und ihn als Glockenklöppel kopfüber aufhängten. Die Menschenglocke wurde dann in Bewegung gesetzt. Jeder Glockenschlag war für ihn eine von Schmerzensschreien begleitete Höllenquälerei. Blut, Speichel und Schweiß, vermischt mit Kot und Urin, beschmierten seinen nackten Körper. Er hörte, wie sich sein eigenes Geschrei in Hundegeheul verwandelte. Auf dem Höhepunkt der Unerträglichkeit verspürte er einen seltsamen Wonnezustand, sah sich in einem Regenbogenprisma erstrahlen und ergoss sich ekstatisch in einen angenehm riechenden Spermaregen, der die Samen der Psalmen in den fruchtbaren Leib der Erde einsäte. Die Alpträume hinterließen deutliche Spuren auf dem Leinenbettlaken und belasteten seine Psyche so schwer, dass er begann, zum ersten Mal in seinem Leben ein Tagebuch zu führen. Dabei sann er über seine Kindheit in der Heimat nach.

Als Einzelkind wurde er in einem südfranzösischen Fischerdorf am Golf von Lyon geboren, nur einen Katzensprung von Marseille entfernt. Die Geburt, so erzählte seine Mutter, sei ein Kampf auf Leben und Tod gewesen. Ihr Becken war zu eng, sodass der Säugling in einer Notoperation mit den höchst primitiven Werkzeugen der Medizin jener Zeit herausgeholt werden musste. Als Fischer war sein Vater, Monsieur Antoine Debeauvais, stets in einem motorisierten Kutter auf dem Meer gewesen. Er war beinahe täglich mit seinem Bruder nach Marseille gefahren, um seinen Fischfang an die Kunden abzuliefern.

An einem Sonntag in jenen Sommerferien, noch bevor die Kirchenglocke zum Fünfuhr-Gottesdienst läutete, hatte der Vater seinen siebenjährigen Sohn mit aufs offene Meer genommen, begleitet von einer kreischenden Möwenschar. Es war der Wendpunkt im Leben des jungen Paul Debeauvais. Zum ersten Mal war ihm bewusst, was Abenteuerlust im Sinnenrausch der gewaltigen Natur bedeutete. Der Himmel und das Meer spiegelten sich in ihrer wunderlichen Farbsinfonie nach den Tageszeiten. In der langsam hell werdenden Morgendämmerung erinnerten sie an einen heftigen Bluterguss, wobei das Purpurrot der aufgehenden Sonne in Gold überging. Dann wechselten sie ihre Chamäleonfarbspiele, bis sich der Himmel allmählich in ein saphirblaues Gewölbe, vermischt mit der zartgelben Nuance der Vormittagssonne, und das Meer in eine riesige türkisflimmernde Wasserfläche verwandelten. Die geografische Trennung zwischen Himmel und Meer war durch den Wasserdampf nicht mehr zu erkennen. Alle Erdteile schienen nahtlos miteinander verbunden zu sein. Das fernweh des jungen Debeauvais nahm langsam Gestalt an und gewann ein Gesicht, Geschmack, Geruch und Gefühl. Für den kleinen Paul hingen diese allerersten Erfahrungen immer mit etwas Salzigem zusammen, sodass er sich später im Laufe seines Lebens unweigerlich an das Meer und dessen Sinneseindrücke erinnerte, als hätte er seine eigene Seelenwanderung erlebt.

Monsieur Debeauvais arbeitete fast immer mit nacktem Oberkörper, der mit lockigen, heugelben Haaren bedeckt war. Er hatte einen bulligen, ebenfalls behaarten Nacken. Auf seinem rechten Oberarm war ein brombeerhaftes Seepferdchen kunstvoll tätowiert. Paul liebte es, wenn sein Vater mit dem Bizeps spielte und das Seepferdchen in Bewegung setzte, als vermöge es, sich aus der Gefangenschaft von Vaters Körper zu befreien und in das große Meer hinauszuschwimmen.

»Vererbst du mir dein Seepferdchen, wenn du stirbst?«, hatte Paul einmal gefragt und Monsieur Debeauvais sekundenlang in Verlegenheit gebracht.

»Aber sicher, petit garçon, du wirst nach meinem Tod das Stück Haut mit dem Seepferdchen bekommen«, erwiderte er lachend und streichelte mit seiner schwieligen Hand den Kopf des Jungen.

Was Paul nicht gern an ihm mochte, war sein Schweißgeruch, eine Mischung aus Cidre, Fischöl und rohen Zwiebeln. Paul war fest überzeugt, die Ursache dafür zu kennen, weil sein Vater eine Schwäche für Sarde in Saor hatte, eine venezianische Spezialität mit sauer eingelegten Sardinen in Weinessig, die er gerne mit einem halben Dutzend Zwiebeln aß. Auf der Fahrt zum Hafen unterhielt sich der alte Antoine Debeauvais mit seinem Bruder oft über Dinge, von denen der kleine Paul nicht den leisesten Schimmer hatte.

»Die zierliche Jasmin musst du mal probieren«, sagte er einmal und machte eindeutige Handzeichen.

»Findest du nicht, dass sie irgendwie unheimlich aussieht?«

»Ist sie aber nicht. So sind eben die asiatischen Weiber. Du kannst dir nicht vorstellen, wie weich ihre Haut ist. Nein, nicht pampig wie Kartoffelbrei, sondern samtweich wie eine chinesische Seidenpuppe, verstehst du?«

»Seit wann bist du ein Poet geworden?«, lachte Pauls Onkel lauthals und zog genussvoll an seiner Pfeife.

»Ich ziehe die Mulattin Alisa den anderen vor.«

»Sie riecht nach Fisch, finde ich.«

»Wir aber auch.« Dann fügte er hinzu, mit auf- und abtanzendem Adamsapfel: »Diese Teufelshure ist ein in Sandelholz marinierter Fisch. Was machen wir denn mit dem Kleinen?«

»Lust, dass wir beide mal mit Jasmin belegtes Baguette spielen?«, gestikulierte der alte Debeauvais mit zusammenklappenden Handflächen und wandte sich lächelnd seinem Sohn zu. »Und du, Junge, worauf hast du Lust? Etwa ein Stück Tarte au Chocolat?«

Die beiden Männer brachen gleichzeitig in Lachen aus. Mit übertrieben aufgesetzter Singstimme ließ Monsieur Debeauvais einen Choral ertönen, mit einem von ihm geänderten, vulgären Text, in den sein Bruder gleich begeistert einstimmte.

Auf der Fahrt zum Hafen deutete Monsieur Debeauvais auf eine Erhebung in der Ferne, die Silhouette der Basilika Notre Dame de la Garde, La Bonne Mère de Marseille. Bei dem Anblick verspürte der kleine Paul einen Stich in der Brust, einen überraschend angenehmen, fast zärtlichen Schmerz, verursacht von einem stumpfen Gegenstand. Dabei erinnerte er sich gedankenverloren an die Abbildung des von Bogenpfeilen durchbohrten nackten Oberkörpers des Heiligen Sebastian, die er oftmals in der Enzyklopädie Larousse gesehen hatte.

Sein sehnsüchtiges Fernweh verstärkte sich, als der Fischkutter im Hafen von Marseille anlegte, wo Handelsschoner aus aller Herren Länder ankerten. Weiße, Asiaten, Araber, Afrikaner und Mulatten trafen dort mit den einheimischen zusammen und brachten aus der Heimat ihre Produkte zum Handeln mit. Seide und Porzellan aus China. Kaffee- und Kakaobohnen aus Lateinamerika. Duftstoffe aus Jordanien. Schmiedewaren aus Nordafrika. Kautschuk aus dem Kongo. Gewürze und Tee aus Indien. Trockenfrüchte aus der Türkei. Und fische, Fische, Fische sowie alle Arten von Meeresfrüchten. Über dem Hafenbecken zogen die nimmersatten Möwen unermüdlich ihre Kreise und lauerten kreischend auf ihre Beute. In der Luft breitete sich ein ungewöhnliches, aber harmonisches Geruchsgemisch aus, ohne dass der eine Duft den anderen ausschloss. Auf dem Hafenmarkt wurde in einem französischen Kauderwelsch hemmungslos gesprochen, gehandelt, geschrien und geschimpft. Nachdem der Fischfang verkauft worden war, führten die beiden Männer Paul in eine Confiserie in einer schmalen kopfsteingepflasterten Gasse mit schlicht gerahmten Bildern von Menschen aus den Kolonien, auch barbusigen, mit rohrlanger Tabakpfeife rauchenden Frauen. Monsieur Debeauvais drückte der fettleibigen Besitzerin etwas Geld in die Hand und sagte zu Paul, dass er auf ihn warten solle und in der Zeit so viel Kuchen essen dürfe, wie er könne, und die beiden verschwanden wie Stadtkater bei ihrem gewohnten Revierrundgang.

Nach einem Dutzend Petits Fours und zwei Glas Milch begann Paul, sich zu langweilen. Um nicht am Tisch einzunicken, eine Tischmanier, die ihm seine strenggläubige Mutter verboten hatte, bat er Madame um Erlaubnis, einen Spaziergang um den Block machen zu dürfen.

»Geh aber nicht zu weit, petit homme, und pass gut auf dich auf! Du bist hier in Marseille, nicht in deinem gottverlassenen Dorf, klar?«, ermahnte sie ihn.

Marseille am frühen Nachmittag begrüßte den jungen Debeauvais weniger herzlich, nachdem die Stadt die Maske nach ihrer surrealen Aufführung auf dem Morgenmarkt abgenommen hatte. Die mehrstöckigen, rot gedeckten Wohnhäuser, deren zerbröckelnde, himmelblau angestrichene Fenster halbgeschlossen waren, standen mit ihren unregelmäßig angebauten Balkonen, auf denen Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, so nah gegenüber, dass es schien, als könnten sich ihre Bewohner mit ausgestreckten Armen berühren. Wieder nahm Paul den schon bekannten, unverwechselbaren Geruch wahr, der ihn zu einem Marktplatz vor einer in römisch-byzantinischem Stil gebauten Kathedrale führte. Möwen und Tauben suchten streitsüchtig nach essbaren Abfällen. In der Mittagshitze packten die Markthändler ihre Waren in die Karren, während einige Straßenreiniger ihrer Arbeit nachgingen. Paul sah nach der kolossalen Kathedrale und deren hohen Doppeltürmen. Sie schienen sich in Gegenrichtung zu den langsam vorüberziehenden Wolken am Himmel zu bewegen. Er glaubte, auf der Kathedralenfassade Menschengestalten und verzerrte Gesichter in widernatürlicher Darstellung von unbeschreiblicher Schmerzlichkeit erkannt zu haben. Von Neugier gepackt, stieg er die Treppen hinauf, trat in das Hauptschiff ein und wurde von der feierlichen Stille überwältigt. Nur wenige Menschen waren anwesend. Paul schaute auf die Kuppel mit prachtvoll buntverglasten Fenstern. Die Sonnenstrahlen schienen auf so sonderbare Weise durch die Gläser, dass er sich wie von einer magnetischen Kraft angezogen fühlte, und die ihn zwang, dorthin zu gehen und niederzuknien. Die bildliche Wiedergabe der in Schwarzlot, Silbergelb und anderen Schmelzfarben aufgetragenen Glasmalerei hypnotisierte ihn, badete ihn im sakralen Licht einer riesigen Monstranz und ließ ihn im Schnelldurchgang die ganze biblische Geschichte wiedererleben, die ihm Madam Debeauvais, seine innig geliebte Mutter, vorm Einschlafen Abschnitt für Abschnitt vorgelesen hatte. Wie unter Blitz und Donner zog er sich innerlich zu einem erleuchteten Ball zusammen.

Nachdem Paul das Gotteshaus verlassen hatte, fühlte er sich wie neugeboren und wusste genau, was er werden musste. Ja, er musste Priester und Missionar werden, um die armseligen Menschen in den Kolonialländern zu retten.

Als er seiner Mutter am gleichen Abend nach dem Gute-Nacht-Gebet davon berichtete, hörte er fromm zu, wie sie ihm den anrührenden Leidensweg des Heiligen Sebastian erzählte, der ihn beinahe zum Heulen brachte. In der darauffolgenden Nacht flüsterte sie ihm wiederholt ins Ohr, sie werde ihn zum Kardinal, wenigstens aber bis zum Erzbischof des wohlhabenden Bistums Aix-en-Provence aufziehen. Der kleine Paul wagte nicht, seiner Mutter zu widersprechen und ihr seinen Herzenswunsch zu offenbaren, nämlich als Priester in ein von Frankreich kolonialisiertes Land zu gehen, um erstens die christliche Missionierungsaufgabe zu erfüllen und zweitens sein aufkochendes Abenteuerblut zu besänftigen. Stattdessen stellte er ihr eine belanglose Frage:

»Aber Maman, wer kümmert sich dann um euch, falls ich nicht mehr da bin?«

»Wir werden schon eine Lösung finden«, antwortete sie nicht weniger beiläufig.

»Würdest du mir ein Brüderchen schenken?« Dies könnte die allerbeste Lösung sein, dachte Paul.

»Das geht nicht«, war ihre Antwort, und sie gab ihm einen Gute-Nacht-Kuss auf die Stirn und verließ das Zimmer, ohne vorzulesen.